

SCHANZE GEN SÜDEN. UMNUTZUNGSPRAKTIKEN UND DEREN SICHTBARKEIT IN ZWEI HAMBURGER STADTTEILEN

Nele Deutschmann, Malou Idler, Wiebke Schröter, Kim Sabrina Stange

»Wer heute auf der Suche nach Bildern ist, der findet sie. Er findet sie sogar im Überfluss. Ich möchte mich als einer über Bilder äußern, der auf der eigenen Suche nach Bildern ist.«
Wim Wenders¹

In den letzten Jahren haben Bilder eine nie gekannte Bedeutung erlangt, da sie zum Gegenstand sowohl vieler wissenschaftlicher Disziplinen als auch unterschiedlicher sozial- und gesellschaftspolitischer Diskussionen geworden sind. Es entstand ein Diskurs, der im sogenannten ›Pictorial Turn‹ bzw. ›Iconic Turn‹ gipfelte.² Beide Begriffe bezeichnen analog zur »linguistischen Wende«³ die Hinwendung zu einer Bildwissenschaft – aber auch allgemein zu einem Denken in Bildern –, welche wissenschaftliche Rationalität durch die Analyse von Bildern herstellt. Im Zeitalter der Digitalisierung, des Internets und des Fernsehens sind wir täglich wie selbstverständlich von einer Unmenge an Bildern umgeben, wie es auch der Filmregisseur Wim Wenders im Eingangszitat ausdrückt. Bildern können wir kaum ausweichen. Es ist unserer Auffassung nach deshalb wichtig, die Wirkmächtigkeit, die von diesen Bildern ausgeht, zu erkennen und diese zu diskutieren. Bilder visualisieren für uns Ereignisse, prägen das Erinnern von Generationen und enthalten Botschaften, die es immer wieder neu zu entschlüsseln gilt:

»Diese Sachlage bedeutet in unserer modernen Gesellschaft, die zunehmend von Bildern umstellt und durchdrungen wird, eine Herausforderung, der sich die Kulturanalyse stellen muss.«⁴

1 Wim Wenders: Auf der Suche nach Bildern – Orte sind meine stärksten Bildgeber. In: Hubert Burda/Christa Maar (Hg.): Iconic Turn. Die neue Macht der Bilder. Köln 2005, S. 283–302, hier S. 283.

2 Namensgeber des ›Pictorial Turn‹ ist der US-amerikanische Bildwissenschaftler William J. T. Mitchell: Bildtheorie. Frankfurt a. M. 2008. Der Begriff ›Iconic Turn‹ geht auf den Bildwissenschaftler Gottfried Boehm: Was ist ein Bild? München 2001, zurück.

3 Der ›linguistic turn‹ geht zurück auf Richard M. Rorty: The Linguistic Turn: Essays in Philosophical Method. Chicago 1997.

4 Helge Gerndt: Können Bilder erzählen? Bemerkungen zur »Visualisierung des Narrativen«. In: Thomas Hengartner/Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.): Leben und Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. Festschrift für Albrecht Lehmann. Hamburg 2004, S. 99–117, hier S. 101.

Das Phänomen Revitalisierung

Im Rahmen des Seminars »Imagineering Hamburg« im Sommersemester 2014 beschäftigten wir uns als Teilnehmer_innen mit der Darstellung und Inszenierung einer Stadt mithilfe von Bildern sowie Fragen nach der Herstellung, Verwendung, Rolle und Funktion dieser Bilder. Es ging uns in erster Linie darum, Fragen der ethnografischen Stadtforschung mit Konzepten der visuellen Anthropologie bzw. visuellen Kultur zu erörtern.

Unser Gruppenprojekt und unser Aufenthalt im Feld stellte uns vor die Aufgabe, nicht nur mit und über Fotografien zu arbeiten, sondern diese in erster Linie selbst anzufertigen, um unser Thema darzustellen. Unsere Fotos stehen unter dem Motto »Schanze gen Süden«, da wir zeigen wollen, wie in den Hamburger Stadtteilen Sternschanze und Wilhelmsburg verschiedene exponierte Gebäude, die das Stadtbild prägen, eine Umnutzung erfahren. Vorreiter für solche Umnutzungspraktiken war der Stadtteil Sternschanze – von Hamburger_innen kurz Schanze genannt –, die nun aber zunehmend auch im südlich gelegenen Stadtteil Wilhelmsburg sichtbar werden. Uns ist es wichtig zu betonen, dass wir unser Augenmerk nicht auf das momentan wissenschaftlich und gesellschaftspolitisch besonders oft diskutierte Thema der Gentrifizierung legten. Uns geht es vielmehr um das sehr viel weniger beachtete Phänomen der Revitalisierung von Gebäuden und wie dieses zur Veränderung eines Stadtbildes und veränderten Wahrnehmung von sozialen und kulturellen Räumen durch die Nutzer_innen beiträgt.

Die Gründe für Überlegungen zur Revitalisierung von altem Baubestand sind vielfältig. »Vor allem ökonomische, ökologische und soziale Motive bilden das Grundgerüst von Revitalisierungsmaßnahmen.«⁵ Wird gegen eine Revitalisierung entschieden, kommt es zum Neubau. Oft ergibt jedoch die Bilanz, dass der Erhalt des Bestandes und die kontinuierliche Nutzung von Gebäuden günstiger sind als Abbruch und Neubau. Die Erhaltung der historischen Bausubstanz trägt zur »Einsparung von Flächen, Rohstoffen, Energie und Bauschutt bei«.⁶ Der Abriss alter Bauten stellt nicht nur eine ökologische und finanzielle Belastung dar, sondern oft entsteht auch ein unwägbarer kultureller Schaden. Denkmalschutz und Bauwerkeralterhaltung sind also sinnvoll und notwendig. Dabei ist das Können der Architekt_innen gefragt. Vielfältige, oft miteinander konkurrierende Interessen müssen bedacht werden: alt und neu sollen in angemessener und fantasievoller Weise verbunden werden, der Stil der Architekt_innen und die vorhandene Bausubstanz gleichermaßen berücksichtigt werden.⁷

Die Beschäftigung mit einschlägigen Zeitschriften und Publikationen belegen die soziokulturelle Aktualität des Themas »Revitalisierung«. Diese Tendenz zu untersuchen ist kulturanthropologisch relevant, da sie gesellschaftliche Prozesse des Umdenkens zeigt: Einem stärkeren Bewusstsein für die Umwelt und

5 Thorsten Michael Lömker: Plausibilität im Planungsprozess. Umbau und Umnutzung als Optimierungsaufgabe. Weimar 2006, S. 27.

6 Vom Nutzen des Umnutzens. Umnutzung von denkmalgeschützten Gebäuden. URL: www.lwl.org/wafd-download/PDF/Vom_Nutzen_des_Umnutzens_I.pdf (Stand: 26.7.2014).

7 Vgl. ebd.

für Nachhaltigkeit soll Rechnung getragen werden. Zudem wird Umnutzung als ein »Symptom für gesellschaftliche Umbruchzeiten« interpretiert.⁸ Epochen Zäsuren, wirtschaftliche Veränderungen und gesellschaftlicher Wandel haben schon immer auch bauliche Spuren hinterlassen.

Bunker

Zwei Bunker: In der Sternschanze am Heiligengeistfeld und in Wilhelmsburg thronen sie über der Umgebungsbebauung, sie weichen in ihrer jeweiligen Historie nach dem Verlust ihrer ursprünglichen Funktion und in der Art ihrer jeweiligen Neunutzung jedoch stark voneinander ab.

Für Berlin als Reichshauptstadt, Hamburg als wichtigste Hafenstadt und Wien wurden während des Zweiten Weltkriegs spezielle Schutzmaßnahmen geplant und umgesetzt. Die Bunkeranlagen sind Zeugen davon. Sie sollten nicht nur dem zivilen Luftschutz dienen, sondern waren auch eine Maßnahme der aktiven Luftverteidigung.⁹



Abb. 1: Der Bunker an der Feldstraße im Schanzenviertel ist 39 Meter hoch und hat 3,5 Meter dicke Wände – zu gefährlich für eine Sprengung und zu teuer für einen möglichen Abriss. Die Frage war: Wie weiter damit? Foto: Wiebke Schröter.

8 Ebd.

9 Vgl. Valentin E. Wille: Die Flaktürme in Wien, Berlin und Hamburg. Geschichte, Bedeutung und Neunutzung. Saarbrücken 2008, S. 19.



Abb. 2: Das Vorhandene nutzen: Wo früher Hubschrauber landeten, genießen jetzt die Besucher_innen zweier bekannter Hamburger Clubs die Aussicht. Foto: Wiebke Schröter.



Abb. 3: Was im Bunker passiert, bleibt im Bunker: Die 3,5 Meter starken Mauern dienen dem heutigen ›Medienbunker‹ als Lärmschutz. Foto: Wiebke Schröter.



Abb. 4: Der ursprüngliche Nutzen erfährt eine Wandlung. Foto: Wiebke Schröter.



Abb. 5: Sechzig Jahre Bunker­geschichte: vom Schutzbunker zum Energiebunker – der Bunker in Wilhelmsburg. Foto: Wiebke Schröter.



Abb. 6: Während des Zweiten Weltkriegs sollte er Menschen Zuflucht bieten, jetzt versorgt er Haushalte mit regenerativen Energien. Foto: Wiebke Schröter.

Durch die dichte Bebauung bereitete es den Alliierten in Hamburg nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs Probleme, die Bunkeranlagen zu sprengen. Im Stadtteil Wilhelmsburg beschränkten sie sich zunächst auf eine sogenannte ›Entfestigung‹ – eine Sprengung des Innenraumes, die den Bunker für weitere militärische Nutzung unbrauchbar machte. Der Bunker am Heiligengeistfeld wurde nach Kriegsende zunächst als Wohnraum genutzt. Von einer Entfestigung oder Sprengung wurde mit Beginn der Kalten Kriege in den 1950er Jahren abgesehen, da der Wert militärisch nutzbarer Bauten für die Besatzer wieder attraktiv wurde.¹⁰ Der Flakturm am Heiligengeistfeld war daher durchgängig in Betrieb und hat sich aufgrund seiner baulichen Merkmale heute als Medienzentrum etabliert. Dieses beherbergt inzwischen unter anderem zwei Hamburger Clubs, einen Radiosender sowie eine Musikschule, die sich die baulichen Gegebenheiten (z. B. dicke, schallisolierende Wände) zunutze gemacht haben.

Der Bunker in Wilhelmsburg wurde 1943 erbaut und bot bis zu 30.000 Menschen Schutz während der Bombenangriffe. Er stand bis zum März 2011 leer. Auffällig ist, dass erst im Zuge einer stadtplanerisch gezielten Aufwertung des Stadtviertels Interesse an dem Flakturm entstand. An diesem Punkt treffen sich die Themen Gentrifizierung und Konversion von Gebäuden. Im Rahmen

¹⁰ Vgl. ebd., S. 60.

der Internationalen Bauausstellung (IBA) Hamburg 2013 wurde der Turm unter dem Motto »Vom Flakturm zum Flaggsschiff für regenerative Energien« zu einem »Energiebunker« umgewandelt, der zukünftig bis zu 3000 Menschen im Reiherstiegviertel mit Strom und Wärme versorgen soll. Ein Museum zur Geschichte des Ortes und ein Café mit einer Aussichtsplattform machen die Umnutzung komplett. Dieses Konzept der Revitalisierung und Umnutzung ist bis heute weltweit ein Alleinstellungsmerkmal des Bunkers in Wilhelmsburg.¹¹

Rote Flora



Abb. 7: Die ›Rote Flora‹: Linksautonomes Kulturzentrum und soziokultureller Raum zahlreicher Demonstrationen. Foto: Wiebke Schröter.

Die seit 1989 von Linksautonomen besetzte ›Rote Flora‹ hat seit ihrem über 100-jährigen Bestehen schon oft ihre Funktion geändert. So diente das Flora-Gebäude schon als Tanzlokal, Kino, Café und Warenhaus und beherbergt heute ein linksalternatives Kulturzentrum.¹² Die ›Rote Flora‹ befindet sich inmitten eines sogenannten Szeneviertels – dem Schanzenviertel des Hamburger Stadtteils Sternschanze – und ist von Restaurants, Bars und Cafés umgeben. Durch den wenig gepflegten baulichen Zustand des besetzten Gebäudes sticht es deutlich heraus. Im Jahr 2014 kam es aufgrund einer geplanten Räumung der Flora zu wiederholten Demonstrationen und der kurzfristigen Einrichtung

11 Vgl. www.rege-hamburg.de/projekte/hochbauprojekte/iba-energiebunker-wilhelmsburg/ (Stand: 4.8.2014).

12 Vgl. www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/hamburg-rote-flora-bleibt-kulturzentrum-a-944203.html (Stand: 8.8.2014).

eines sogenannten polizeilichen Gefahrengiets.¹³ Während des Feldaufenthaltes fiel uns auf, dass zahlreiche Gebäudeanpassungen vorgenommen und das Gebäude für unterschiedliche Zwecke umgestaltet worden war. So waren beispielsweise während unserer Felderkundungen an den Wänden des Gebäudes Lautsprecher und Banner angebracht. Die Wände werden für die Bekanntmachung geplanter Veranstaltungen als eine Art Reklamewand genutzt und auch die zahlreichen Graffiti, die das äußere Erscheinungsbild des Gebäudes prägen, sind Teil der Bildpolitik, die damit über die ›Rote Flora‹ generiert und vermittelt wird.¹⁴



Abb. 8: Graffiti und Plakate als soziopolitische Statements sind integraler Bestandteil der ›Roten Flora‹. Foto: Wiebke Schröter.

13 Vgl. www.sueddeutsche.de/politik/streit-um-rote-flora-polizei-hebt-gefahrengiebete-in-hamburg-auf-1.1861903 (Stand: 8.8.2014).

14 Zum Thema Street-Art und Graffiti siehe der Beitrag in diesem Heft.



Abb. 9: Auf der Rückseite der ›Roten Flora‹ befindet sich ein Skateboard-park. Die Graffitis dort fungieren ebenfalls als Sprachrohr. Foto: Wiebke Schröter.

Die Honigfabrik Wilhelmsburg



Abb. 10: Am Kanal gelegen, bot die ›Honigfabrik‹ bereits in der Zeit ihrer industriellen Nutzung eine ideale Verkehrslage. Foto: Wiebke Schröter.



Abb. 11: Aus alt mach neu: Die ›Honigfabrik‹ vereint heute als Gebäudekomplex verbliebene alte und moderne architektonische Elemente. Foto: Wiebke Schröter.



Abb. 12: Mit dem Stadtteil wuchs das Kulturzentrum: Ein Hinterhof, ein Glasanbau für Projekträume (links im Bild) und ein Boot gehören dazu. Foto: Wiebke Schröter.

Das Gebäude der sogenannten ›Honigfabrik‹ in Hamburg-Wilhelmsburg wurde im Jahre 1906 erbaut und diente ursprünglich als Margarinefabrik. Später beherbergte es eine Honigfirma, die namensgebend wurde. Das heutige Kultur-Sozialwesen-Stadtteilzentrum entstand im Jahre 1979 durch das Wirken einer selbstverwalteten Jugendinitiative.¹⁵ Ihre kulturelle Leitidee beschreibt die Institution folgendermaßen:

»Wichtigstes Prinzip des Hauses ist es, eigenverantwortliches Handeln zu ermöglichen. Die Honigfabrik bietet Räume, Ideen und Unterstützung für Menschen, die selbstbestimmt und in gemeinsamer Aktion mit anderen kreativ werden möchten. Sie ist ein Zentrum für alle Generationen, verbindet soziokulturelle Aktivitäten und verschiedene Kultursparten. Sie macht Kultur im und für den Stadtteil.«¹⁶

Der Stadtteil Wilhelmsburg wurde mit der Gründung des deutschen Zollvereins im Jahre 1888 ursprünglich als Industriefläche von der damaligen Nachbarstadt Hamburg erschlossen. Er wurde als das »idealste Industriegelände des deutschen Reiches« betitelt.¹⁷ Die zahlreichen Großbetriebe, die sich ab 1890 dort ansiedelten, brachten viele Arbeiter_innen, vor allem Einwanderer_innen, nach Wilhelmsburg, welche sich dort niederließen.¹⁸ So entstand ein Arbeiterviertel mit hohem Migrantenanteil, dessen soziale und kulturelle Infrastruktur sich bis Ende des 20. Jahrhunderts nur wenig veränderte. Explizite kulturelle Angebote waren im Vergleich zu anderen Hamburger Stadtteilen in Wilhelmsburg lange Zeit kaum ausgeprägt. Erst mit der Jugendinitiative um die ›Honigfabrik‹ entstand aus dem Industriegebäude eine kulturelle Institution, die den Einwohner_innen Wilhelmsburgs bis heute einen Raum zur Entfaltung bietet.¹⁹

Das Gebäude der ›Honigfabrik‹ zeigte uns in zahlreichen Details bei unseren Felderkundungen, dass hier unterschiedliche Bedürfnisse der Bewohner_innen des Viertels aufeinandertreffen und diese auch jeweils zugelassen werden. So finden sich beispielsweise große Kästen für Urban Gardening, es ist Musik aus Band-Proberäumen zu hören, im Café sitzen Menschen, Produkte einer Handarbeitsgruppe sind ausgestellt. Auch Graffiti sind an den Hauswänden zu finden und zeigen, dass auch Jugendliche bzw. Sprayer visuell und sozial ihren Raum am Gebäude beanspruchen. Jede Altersstufe ist gemäß ihrer Programmaktik in der ›Honigfabrik‹ willkommen und soll an dem soziokulturellen Ort und Raum partizipieren können.

Ähnlich wie die ›Rote Flora‹ in der Sternschanze – wenn auch politisch und gesellschaftlich weniger bekannt und brisant aufgeladen – wird die ›Honigfabrik‹ umgenutzt, indem der alte Baubestand neue Funktionen erhält, die von

15 Vgl. www.honigfabrik.de: ›über uns‹. (Stand: 28.7.2014).

16 Ebd.

17 www.geschichtswerkstatt-wilhelmsburg.de/geschichte-wilhelmsburgs-1/. (Stand: 28.7.2014).

18 Vgl. ebd.

19 Vgl. ebd. ›Migrationsgeschichte Wilhelmsburg.pdf‹.

unterschiedlichen Gruppen in ihrem alltagspraktischen Leben von Bedeutung sind. So erfährt der gesamte Gebäudekomplex eine Revitalisierung.

Der Medienwissenschaftler Eckhard Pabst stellt in diesem Zusammenhang fest, dass die architektonischen Gegebenheiten einer Stadt bzw. eines Stadtteils immer auch das jeweilige städtische Sozialsystem widerspiegeln und sich gegenseitig beeinflussen.²⁰ Dies konnten wir an den von uns vorgestellten Gebäudebeispielen aus den Hamburger Stadtteilen Sternschanze und Wilhelmsburg nachvollziehen. Alle Gebäude prägen nicht nur durch wirksame Sichtbarkeit das Stadtbild visuell. Die Gestaltung der Gebäude hat für uns gezeigt, dass diese in ihrer Multifunktionalität tatsächlich von An- und Bewohner_innen genutzt werden und das Konzept Revitalisierung wirklich alltagspraktisch umgesetzt wird.



Nele Deutschmann
c/o Institut für Volkskunde/
Kulturanthropologie
Universität Hamburg
Edmund-Siemers-Allee 1 (West)
20146 Hamburg
nele645@hotmail.de



Wiebke Schröter
c/o Institut für Volkskunde/
Kulturanthropologie
Universität Hamburg
Edmund-Siemers-Allee 1 (West)
20146 Hamburg
wiebke.schroeter@studium.uni-
hamburg.de



Malou Idler
c/o Institut für Volkskunde/
Kulturanthropologie
Universität Hamburg
Edmund-Siemers-Allee 1 (West)
20146 Hamburg
Midler@gmx.net



Kim Sabrina Stange
c/o Institut für Volkskunde/
Kulturanthropologie
Universität Hamburg
Edmund-Siemers-Allee 1 (West)
20146 Hamburg
kim.sabrina.stange@studium.uni-
hamburg.de

20 Vgl. Eckhard Pabst: Bilder von Städten, Bilder vom Leben – Konzeptionen von Urbanität in den TV-Serien ›Lindenstraße‹ und ›Gute Zeiten, schlechte Zeiten‹. Kiel 2008, S. 14–18.